

UB Braunschweig 84



2540-776-9

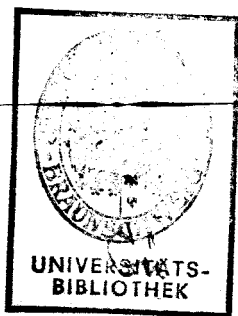
Bärsch.

Fünfzehn Jahre mit Wilhelm Raabe

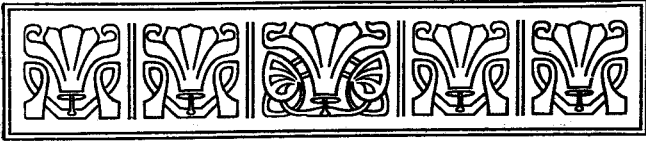
Ein Beitrag zur Charakteristik des Dichters

von

Wilhelm Scholz.



Braunschweig
Verlag von Wilhelm Scholz.
1912.



Nlängst las man in den „Braunschweiger Pfeffernüssen“, einer Wochenplauderei des Braunschweiger Allgemeinen Anzeigers: Es war der Wunsch des Altmeisters Wilhelm Raabe, daß seine kleinen Erzählungen, die in einer Gesamtausgabe vereinigt waren, in preiswerten Bänden dem deutschen Volke zugänglich gemacht würden, und er hätte an der jetzt erschienenen Ausgabe von „Des Reiches Krone“ (Else von der Tanne. Im Siegeskranze) sicher seine Freude gehabt. Ob er aber über das Ergebnis des Klingelbeutels, der für ein Raabe-Denkmal herumgeht, sehr entzückt gewesen sein würde, ist eine andere Frage, denn es muß mal offen gesagt werden, das Sammelergebnis von anderthalb Jahren ist doch etwas beschämend. Noch keine 7000 Mk. sind bei der Sammelstelle eingegangen. Was würde der Alte wohl sagen? „Kinder, das hättet Ihr bleiben lassen sollen. Ich kenne doch meine Landsleute. Sie hätten mich ruhig verhungern lassen, wenn ich nicht siebzig Jahr geworden wäre, und einige gute Freunde nicht die Lärmtrommel gerührt hätten. Seht seht Ihr es ja wieder. Gewiß, ich habe die allerbeste Gemeinde, die zum Teil die geistigen Führer unseres Volkes sind, aber sie haben weder etwas in Ar noch in Bar, und qui non habet in nummis, dem nupht's nicht, daß er frumb is.“ Die Septzeit ist ja auch wenig für die Raabesche Muse geeignet. Wir leben

im elektrischen Zeitalter; die Automobile, die der alte Herr so haßte, daß er erklärte, er würde sich gar nicht wundern, wenn man auf rücksichtslose Autler schösse, die Luftschiffe, Aeroplane usw. interessieren die Welt mehr, als das Leid der armen Irrsinnigen im „Siegeskranz“.

Diese Zeilen riefen die Erinnerungen in mir wach, die mich an Wilhelm Raabe fesseln. Wir sind beide alte Wolfenbüttler, d. h. wir haben beide dort längere Zeit gelebt und auch die Bänke der „Herzoglichen Großen Schule“ dort gedrückt; geboren sind wir aber nicht im alten Welfenneß, denn Meister Autor beschrieb zuerst die Wände im kleinen Städtlein Eschershausen, und ich beschwerte mich über meinen unfreiwillig angetretenen Erbgang in der alten Kaiserstadt Königsutter am Elm. „Nichts als Mund“, soll mein alter Herr damals gesagt haben, von meiner Schönheit einigermaßen überrascht, doch das nur nebenbei.

Auf Wolfenbüttel war Jacob Corvinus zuweilen nicht gut zu sprechen. Er hatte das Gymnasium nicht absolviert, weil er des trockenen Tones satt war, und wenn einer aus der guten Gesellschaft so mit der Tradition bricht, daß er als unfertiges Menschenkind aus der Schule läuft, Buchhändler wird und auch dabei nicht aushält, studiert und nichts weiter erreicht, als daß er vier Semester studierenshalber in Berlin gewesen ist, ja dann sollen die guten Basen und Gevattern wohl die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und ausrufen: Rein, so etwas, und er hatte doch so brave Eltern!

Anna Klie, die bekannte Dichterin, hat die guten Wolfenbüttler Spießbürger in einem Festgedichte zu Raabes 75 jährigen Geburtstage deswegen an den Pranger gestellt, und als es vorgelesen wurde, erhob Wilhelm Raabe sein Glas und trank dem Vorlesenden, dem Gatten der Dichterin,

Professor Dr. Hans Martin Schulz, schmunzelnd zu. Ja, es war die Wahrheit; der Prophet galt nichts in seinem Vaterlande, und die Honoratioren der ehemaligen Herzoglichen Residenz sahen in dem jetzt gefeierten Dichter nur einen „Stribifax dritten Ranges“.

Ich zitiere hier die Worte meines Vaters, Werner Scholz, weiland Oberlandesgerichtsrat in Wolfenbüttel resp. in Braunschweig: „Du lieber Himmel,“ sagte er mal zu mir, als ich noch Jungbursch war, „diesen Raabe nennt nun die Welt den deutschen Dickens.“ Namentlich dies letztere war ihm schrecklich, denn er war ein tüchtiger Kenner der englischen Literatur, hatte Otto Gilbemeister mit an seiner Byron-Ausgabe geholfen, was dieser bei der zweiten Auflage in der Vorrede dankbar anerkannte und bei G. Reimer die Tennyson'schen Königsidyllen in deutscher Übersetzung erscheinen lassen. Und so wie mein Vater dachten damals die meisten Menschen. „Ich bekomme das Gähnen dabei,“ so war im allgemeinen das Urteil, und wir wollen offen sein, bei manchem seiner Werke kann man auch heute noch eine gewisse Ermüdung nicht unterdrücken, selbst wenn man einen „Leitfaden“ bekommt, in welcher Reihenfolge man den Dichter lesen soll.

Aber trotz alledem hat Raabe Wolfenbüttel auch in guter Erinnerung behalten. Die eigenartig landschaftliche Schönheit der ehemaligen Residenz hatte es ihm angetan, und so ist denn auch eine Erzählung mit Wolfenbüttel im Hintergrunde entstanden, „Stopfstuchen“. Raabe hat mir gegenüber dieses Opus als sein bestes bezeichnet, nicht einmal, sondern ein Duzendmal, und wenn ich ihm dann sagte, daß sich das Publikum dagegen ablehnend verhielte und lieber den „Hungerpastor“ und „Die Sperlingsgasse“ haben wollte, so winkte er energisch ab. „Das sind ja

Kinderbücher“. „Run“, erwiderte ich ihm, „diese Kinderbücher bringen doch das meiste Geld“. Dagegen mußte er freilich nichts einzuwenden, aber er schwor weiter auf seinen Stopfkuchen.

Ich bin nach des Dichters Tode diesem Buche etwas nachgegangen und nehme an, daß es meine Leser interessieren wird, wenn ich den Stopfkuchen hier etwas zergliedere.

O, dieser Stopfkuchen — er ist übrigens auch schon als Napfkuchen im Buchhandel angefordert, — wie ist er doch so vielen Lesern als schier unverdaulich vorgekommen, und mancher hat den Band verzweifelt in die Ecke geworfen! Es gehört schon etwas Raabevertiefung und — seien wir ehrlich, auch etwas Raabeverehrung dazu, um sich durch diesen Roman durchzuwinden. Man hat's ihm nachgesprochen, daß es sein bestes Werk sei, angeblich, weil es die besondere Eigenart des Dichters am besten zeige, und es ist nicht zu leugnen, daß es an Sprödigkeit seinesgleichen sucht. Man muß sich sozusagen durchfressen, und das ist ein schweres Stück Arbeit, und all die Herren Präzeptoren, die den Stopfkuchen so sehr preisen, würden einem Schüler, der die ersten Seiten des Buches schriebe, einfach „unverständlich“ und eine 5 unter den Aufsatz setzen. Indessen, quod licet Jovi, non licet bovi. Wir segeln also mit Eduard X, Y, Z vom Burenlande nach Deutschland und erfahren dort in Wolfenbüttel eine interessante Mordgeschichte. Wir müssen nach der „roten Schanze“ hinauf, und ehe wir dort hinkommen, ist's wie bei der Arbeit im Schlaraffenland, uff vorwärts, immer durch den Reißbrei durch! Und wir sind durch. Wir haben einen Briefträger zum Führer, den wackeren Störzer und lernen so die rote Schanze kennen. Die rote Schanze? Nein, rot ist nicht der richtige Zusatz, es ist die

weiße Schanze, aber eine kleine Irreführung ist dem Dichter, namentlich unserem Wilhelm Raabe erlaubt, der sehr wohl wußte, daß die ehemalige rote Schanze auf dem Wendesser Berge, also östlich von Wolfenbüttel, lag. „Sie ist von der Erde verschwunden, der Pflug geht über sie hin“. Die weiße Schanze ist uns aber noch erhalten, und es läßt sich manches von ihr erzählen, wobei uns Fr. Jeep, der 1907 in den „Anzeigen“ einige historische Notizen veröffentlicht hat, und Familientraditionen unterstützen.

„Im Traume sah ich ihn, diesen Bauernhof, diese rote Schanze, diesen alten herrlichen Kriegs- und Belagerungs-Aufwurf des Prinzen Kaverius von Sachsen, den Hof des Bauern Andreas Quakatz, aus welchem der Kursächsische Herr Prinz in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur die Stadt da unten, sondern auch die hohe Schule, unser Gymnasium, darin so gründlich beschossen hatte, daß sie beide sich ihm sofort übergeben mußten, obgleich er wahrlich nicht der erste und größte Held des siebenjährigen Krieges war“. Weshalb sich die hohe Schule ergeben mußte, ist nicht recht klar, denn wenn sie wie das kleine Schloß, die jetzige Villa Seeliger in Brand geschossen wurde, so waren sicher noch vor der Übergabe die Insassen längst bei den resp. Eltern. Eine Raabesche Eigenheit mehr, das schadet nicht, die nehmen wir mit in Kauf.

„Da stieg sie auf im wohlerhaltenen Viereck. Nur durch einen Dammweg über den tiefen Graben mit der übrigen Welt in Verbindung. Mit allem, was sie der Knabenphantasie zu einem Entzücken und Geheimnis gemacht hatte: mit den Kanonen und Mörsern des Prinzen Kaver und mit der undurchdringlichen Dornenhecke, die der böse Bauer Andreas Quakatz auf ihrer Höhe um sich zum Abschluß gegen die schlimme Welt gezogen hatte.“

Sie steht im wesentlichen noch heute so, wie sie uns der Dichter gemalt hat, und manch anderes Knabengemüt mag dort die Schanze noch in voller Armierung, die Laufgräben, die sich tief nach der Stadt herunter zogen, Se. Königl. Hoheit den Prinzen selber gesehen haben, wie er mit dem spanischen Granden Don Silva de Ximenes auf der Bastion der weißen Schanze stehend, das Bombardement leitet. Da fällt ein Schuß von Wolfenbüttel; wir sehen den spanischen Herzog zusammenbrechen, dem eine Kugel das Bein zerschmettert hat, aber das Bild der alten Zeit ist auch zerstört. Der Schuß kam aus der Büchse eines Jägers, und ein Hase schießt einen Purzelbaum in der Luft. Poesie und Prosa!

Der bewußte Eduard, den wir am Anfang erwähnten, hatte natürlich bei seiner Ankunft in Wolfenbüttel den „Brummersum“ aufgesucht, das Honoratiorenstüble der alten Residenz, in dem ich immer den Ratskeller von Thiele Wohlgeborn erkennen wollte. Ein besserer Raabekenner wie ich und Raabes treuester Freund, Oberschulrat Dr. Wilhelm Brandes hat mir aber mitgeteilt, daß „Brummersum“ das Wirtshaus im „Grünen Jäger“ bei Braunschweig sein sollte.

Eduard erfuhr dort, daß der alte Briefträger Störzer tot wäre, der ihm aus der Knabenzeit treu in der Erinnerung geblieben war, weil er ihn auf seinen Dienstwegen begleitet und namentlich die Postfächer auf der Schanze abgegeben hatte, die abseits vom Richtweg lag. Das erweckt in ihm auch die Erinnerung an seinen alten Schulkameraden Heinrich Schaumann, einen dicken Gymnasiasten, der immer mit des Schanzenbauern Quakatz Tochter Linchen pouffiert und sie schließlich auch geheiratet hatte, obwohl der alte Bauer Quakatz in dem Verdacht stand, einen reichen Viehhändler namens Rienbaum totgeschlagen zu haben.

Den mußte er auffuchen, und so macht er sich denn nach einem tüchtigen nächtlichen Gewitterregen auf den Weg nach der Schanze. „Ein wirklich feiner Morgen“, um die Lungen in der Natur zu baden, aber ein ziemlich ungemütliches Marschieren, denn was den Weg nach der weißen Schanze besonders auszeichnet, ist der leimartige Boden, wenn er gehörig durchfeuchtet ist. Es muß schon anno 1761 recht gutes Wetter gewesen sein, sonst wären die Herren Reichsvölker und Franzosen, die Bivat Ferdinandus gehörig pisacken wollten, sicher im Schlamm vor Wolfenbüttel stecken geblieben. Jakob Corvinus erzählt uns von einem „Lurkenteich“ rechts am Wege. Davon wußte kein Topograph zu berichten, möglich aber, daß irgend ein kleiner Lumpel aus des Dichters Knabenzeit in der Erinnerung geblieben war, den andere kaum beachtet hatten. Er gedenkt dabei der Schulzeit, die uns Gymnasiasten in die Wälder und Felder jagte, wenn Botanik auf dem Stundenplan verzeichnet war. Mancher brachte viel, mancher wenig, mancher gar nichts. „Im Lurkenteich findet man alles, was zur heutigen Lektion gehört, in seltener Vollständigkeit.“

„Sie hätten ihn lassen sollen, wie er war“, murrte Wilhelm Raabe ingrimmig darüber, daß die „Melioration“ ihm eine Jugenderinnerung ausgelöscht hat, und wir erklimmen mit ihm die Höhe. Seht Euch nicht um, hieß es früher immer, wenn man Gäste zum Grammer Holze, dem Oder oder zum Fimmelfer Holze an der Schanze vorbeiführte, und wir sehen uns nicht eher um, als bis wir mit Eduard, Heinrich Schaumann und seiner etwas verwelt-damten, bäuerisch erzogenen Geliebten, Frau Linchen, auf den mit Hecken umsäumten Wällen der „roten Schanze“ stehen. Dann aber jauchzen wir mit dem dicken Heinrich um die Wette über „die Flur, wo wir als Knaben spielten“,

über das malerische Bild zu unseren Füßen, über das stille Wolfenbüttel, das sich in seinem reichen Grün vor uns ausbreitet, als hätte es der Herrgott extra so aufgebaut, um Auge und Herz der wanderfrohen Menschen in Staunen zu versetzen. O, Welt, du bist so schön!

Es hat schon mancher in alten und jungen Tagen an diesem Anblick seine Freude gehabt, und die Bildner, die „Wolfenbüttel, ein schön und vest Schloß“ auf der Platte festhielten, haben meist hier oben gesessen und von dort aus die Stadt gezeichnet, und wenn die Herzöge von Braunschweig mit anderen Fürsten und Städten in Fehde lagen, so war es ebenso günstig, von hier aus Bomben in die Stadt zu werfen, weil gar nicht vorbei geschossen werden konnte. Das wird, wie Fr. Seep sehr richtig bemerkt, bereits im Schmalkaldischen Kriege gewesen sein, als man gegen den bösen Heinz zu Felde zog. Die Schweden schickten hundert Jahre darauf auch manchen eisernen Gruß in die Stadt. Später wird das Werk geschleift sein, denn auf dem schönen Merianschen Bilde reitet Herzog August der Jüngere nicht nach der Schanze, sondern auf die Jagd im Oder resp. im Fümmler Holz. Es wäre ja töricht gewesen, die „ruinierte Weiße Schanz“ wieder aufzubauen. Das besorgten die Franzosen im siebenjährigen Kriege und bombardierten 1761 die Festung Wolfenbüttel so gründlich, daß sie nach kaum vierundzwanzig Stunden die weiße Fahne aufziehen mußte.

Später büßte die Schanze ihren kriegerischen Charakter ein. Die Wälle wurden in derselben Zeit, wo auch die fürstliche Demolitions-Kommission unter dem Drost von Rodenburg Wolfenbüttel seiner Bollwerke entkleidete, abgetragen und mit dem dazugehörigen Ackerland verkauft. Der Obergerichtsprokurator Zul. Scholz III, der bekannte

braunschweigische Notar und juristische Schriftsteller in Wolfenbüttel, aus der blauen Linie der alten heimischen Familie (nach dem blauen Stammhause auf der Kanzlei-straße, später Kreisgericht, jetzt Loge), übrigens der Oheim meines Vaters in zweiter Linie und ein rechter Oheim meiner Mutter, erwarb das kleine Gut als Sommerwohnung. Die Familie pflegte des Morgens oder Nachmittags hinauf zu fahren und den Tag dort zuzubringen, wobei namentlich die dortige Kirschenplantage, die Scholz III angelegt hatte, in der Kirchenzeit für die Kinder und die Erwachsenen eine reiche Ernte lieferte. Nach seinem Tode ging die weiße Schanze in den Besitz der Familie von Kalm über, die das Rittergut Halchter besaß, und mit diesem übernahm sie später die Familie Wätjen, die auch jetzt dort noch Herrin ist und ihrem Förster die Räume auf der Schanze als Dienstwohnung überlassen hat.

Es ist höchst interessant, auf der weißen Schanze herumzuklettern, und Vergleiche über einst und jetzt anzustellen. Wall und Graben sind zum größten Teile noch erhalten, wenn auch vieles, wie schon erwähnt, abgetragen ist. An einer Stelle ist eine besondere Vertiefung, in der die Franzosen ihren Kochkessel stehen hatten. Ebenso zeigt man auch noch die Stätte, wo die gefallenen fremden Soldaten begraben sein sollen.

Ausgrabungen sind unseres Wissens, wenigstens so weit wissenschaftliche Forschungen in Betracht kommen, dort nie vorgenommen. Im Norden liegt rechts unter der Bastion ein Brunnen, der gutes Wasser liefern soll. Es ist dies insofern interessant, als Scholz III vergeblich bohren ließ, um brauchbares Trinkwasser zu bekommen. Ob man nach dem siebenjährigen Kriege den Brunnen zugeschüttet hat oder ob nie vorher Wasser dagewesen ist, wer kann es

sagen. Wilhelm Raabe erwähnt einen alten Ziehbrunnen, denn wie sich der dicke Heinrich Schaumann mit den Dorfs-
jungen herumprügelt, die seiner Liebsten, Tinchens Quakatz,
eins auswischen wollen, führt ihn das Mädel hinterher an
den Brunnen, um ihm das Blut abzuwaschen, „Siehst Du,
Eduard, da steht er noch. Es ist derselbe alte Ziehbrunnen
und liefert ein braves Wasser. Der Schacht geht ziemlich
tief durch das Schanzenwerk der Grafen von der Lausitz
(Prinz Kaver von Sachsen), bis in den Grund der Erde.
In Afrika habt Ihr kein besseres Wasser, meine ich, und
wenn Du einen Trunk daraus wünschst, so wende Dich
nachher nur an Tinchens. Sie windet den Eimer heute noch
so wie damals auf. Damals aber sagte sie: Wenn wir
und unser Vieh nicht daraus trinken müßten, so hätte ich
schon längst ein paar von ihnen drunten liegen! Und
dabei drohte sie mit der Faust nach dem Dorfe zu, und
alle Rötter der roten Schanze bellten nach derselben Richtung
hin.“ Merkwürdig, und Scholz III verpulverte die vielen
hundert Taler, um Wasser zu haben!

Es ist eine entzückende Kleinmalerei, mit der uns
Raabe die Schanze und ihre Bewohner zeichnet, den dicken
Heinrich und sein ebenso gemütliches Tinchens, den Mist-
haufen und den Hühnerhof. Und wie sie da oben nun mit-
einander plauschen, und das liebe alte Wolfenbüttel mit
all seinen vielen Wunderlichkeiten sozusagen aus der Vogel-
schau durchhecheln, das ist es, was uns das Buch so lieb
und wert macht, obschon es bei dem Kapitel: „Wer hat
denn nun schließlich den Viehhändler Kienbaum tot-
geschlagen?“ unsere Geduld zum Wegwerfen ermüdet. Es
ist auch ein bißchen Grausamkeit dabei, als nun Heinrich
Schaumann endlich durchblicken läßt, daß er wohl wisse,
wer der Mörder sei. Die Leser werden unruhig, und vor

allem das arme Dingchen, dessen Vater so lange unter dem Mordverdacht stand und unten im „Berge“, wie die Wolfenbütteler die Landesstrafanstalten, deren Fenster nach der Schanze hinausblicken, nennen, in Untersuchungshaft sitzen mußte. Ja, schließlich läßt der gemüthvolle Heinrich sein Weibchen in Angst und Zweifel auch noch allein auf dem Hofe sitzen und begleitet seinen Eduard nach Wolfenbüttel hinunter. Ach und wie höhnt er da über die gute alte Stadt: „Es war immer ein Gemeinwesen, das auf Reinlichkeit, Ordnung, grüne Bäume auf den Marktplätzen und in den breiten Straßen, auf sprudelnde Brunnen und was sonst hierzu gehört, viel gehalten hatte. Es war, alles in allem, ein Gemeinwesen, in das man gern abends vom Felde und aus dem Walde nach Hause kam, und in welchem man dreist die Fenster öffnen durfte, ohne sie sofort wieder schließen zu müssen mit dem Ausruf: Psui Teibel, stinkt das heute mal wieder!“ — O, ja, da gab's, namentlich in den heißen Augusttagen, wenn die Gassen mit dem Besen gepeitscht werden mußten, wie in der Langenstraße oder in der Lauenkuhle. Matthäi am Letzten, nennt sie der Dichter, wo sie den braven Landbriefträger Störzer aufgebahrt hatten, der — den Rienbaum erschlug, den reichen Viehhändler, der immer seinen ehemaligen Schulkameraden, den armen Briefträger, der in seinem Bezirk fünfmal um die Erde gelaufen war, mit Hohn- und Spottreden auf der Landstraße begrüßte. Man hat's ihm nach seinem Tode nicht so schwer angerechnet, denn wenn einer gereizt zum Stein greift und seinen Quälgeist so unglücklich an der Schläfe trifft, daß er dabei liegen bleibt, so ist er wohl ein Totschläger, aber einen gnädigen Richter wird er hier wie dort finden. — Daß er nicht gern mehr nach der weißen Schanze ging und dort dem Bauern Quasch vor

Augen trat, der als Mörder Kienbaums galt, weil er mit dem Ermordeten Differenzen gehabt hatte, können wir begreiflich finden, und Eduard mag's wohl hinterher auch eingesehen haben.

Es ist eine reizvolle Idylle trotz allem Mord und Totschlag, und steckt so voll kleiner Bosheiten und Anzüglichkeiten, daß man tatsächlich nicht aus dem Schmunzeln herauskommt, wenn man sich erst etwas mit dem Buche vertraut gemacht hat. Es gibt kaum ein Buch Raabes, das so die Heimat widerspiegelt, wie der „Stopfkuchen“ und aus diesem Grunde möchten wir wohl, daß es noch heimischer in der Heimat würde, wie bisher, denn es ist ein Stiefkind in der Literatur, dieser dicke Heinrich Schumann, der Liebling unseres Wilhelm Raabe.

Es gibt aber noch eine Erzählung Raabes, die ihn mit Wolfenbüttel verknüpft, das ist seine historische Novelle, der „Sunter von Denow“, und auch hierbei trieb mich das Heimatgefühl, eine kleine Skizze zu geben, die ich bereits 1911 in der „Braunschweigischen Landeszeitung“ veröffentlichte. Sie schien mir nicht unwert zu sein, hier nochmals eine Stätte zu finden, da sie doch den auswärtigen Lesern nicht bekannt sein dürfte.

Es ist eine famose Figur, der Sunter Christoph von Denow, den uns Wilhelm Raabe in der gleichnamigen Novelle vorführt, wie er bei der Belagerung von Nees auf seinem Gaul mitten unter den meuternden Soldaten hält, im Trubel mit fortgerissen, in dem darauf entstehenden Gefecht verwundet und dann von den fahnenflüchtigen Truppen mit fortgeführt wird. Unschuldig an der Rebellion und dazu krank, fällt er schließlich mit den anderen „Meutmachern“ in die Hände des „Zahlfürsten“ und Landesherrn, der kurzen Prozeß machen und die Rädel-

führer hängen läßt. Auch Christoph, der Junker, ist mit darunter, aber sein alter Diener, Erdwin Wüstemann, kann es nicht sehen, daß dies adlige Blut den schimpflichen Tod am Galgen erleidet. Er ergreift sein Feuerrohr und tötet seinen Herrn unter den Händen des Henkers, während das Liebchen des Junkers, Annette Mey, leblos auf dem Körper des Erschossenen zusammenbricht. Ein sehr tragischer Schluß.

Es sind jetzt gerade ungefähr fünfzig Jahre her, da holte sich der schon recht bekannt gewordene Schriftsteller Wilhelm Raabe in Wolfenbüttel aus der Bibliotheca Augusta einen mäßig dicken Quartband, der den Titel führt:

„Gründtlicher Außführlicher vnd warhafftiger Bericht wegen der Meuterey, so sich bey Nieder Eltern am Rein den Freytag vor Mariae geburt, welcher ist gewesen der 7. Septembriß alten Calenders Anno 1599 morgens zwischen 7 vnd 8 vhr vnter den hochwürdigen Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Heinrichen Julij, Postulirten Bisschoffen des Stiffts Halberstadt vnd Herzogen zu Braunschweig vnd Lüneburgk geworbenen Regiment Teutscher Knechte erhoben und wie dieselbe gestillet.

Neben einem ausführlichen bericht was der außschub von wegen der 10 Meutrischen Fenlein an Hohermelte S. F. G. (Ihre Fürstl. Gnaden) vorbracht, sie darauff zu bescheit bekommen, vnnnd was hinc inde in der confrontation gegn ihre Hauptleute sich allerseits befunden.

Sambt dem Proceß, so von anfang bis zu ende des angehalten kaiserlichen Malefiz Rechts gehalten worden.

Beschrieben Mennichlichen zur wissenschaft durch Fridericum Ortlepium Notarium publicum, und des Reinalichen

Gerichts zu Wulffenbüttel bestalten und beendigten Gerichtsschreibern.

Geschehen im Jahr nach Christi Geburt 1599.

Gedruckt in der Fürstl. Druckerey zu Wulffenbüttel. Anno 1600.“

Der wohlweise und gelahrte Notarius Publicus Friedr. Ortlepius hat sicherlich, wie das einem trefflichen Justizarius, der selber das Protokoll bei diesem kaiserlichen Malefizgericht führte wohl ansteht, mit sonderlichem Behagen alle Einzelheiten dieses über 400 Quartseiten umfassenden Prozesses niedergeschrieben, und der junge Schriftgelehrte Wilhelm Raabe hat mit großem Interesse diesen alten Band nach zweihundertundsechzig Jahren in die Hand genommen und durchblättert. Man trieb damals eifrig Landesgeschichte, und so können wir es begreifen, daß sich unser Raabe mit einem gewissen Behagen in diesen alten Schmöcker vertiefte. Ganz so glanzvoll und heldenhaft und dabei doch so ergreifend tragisch, wie ihn uns Meister Jakob Corvinus aus dem „ausführlichen Bericht“ hervorzaubert, sieht der Junker von Denow aber doch nicht aus. Er muß wohl schon ein etwas verkommener Sproß altadeligen Geschlechts gewesen sein, dieser Christoph von Denow, denn unter den Landsknechten schritten die adeligen Herren nur, wenn sie nirgends weiter zu gebrauchen waren. Wohl muß er sich brav gehalten haben, denn er bekleidete in dem Fähnlein des Hauptmanns von Ruspurm den Rang eines Gefreiten, der damals etwas mehr bedeutete, als heutzutage, wo man kaum einen Vorgesetzten darin sieht.

Von der prächtigen Szene, wo Denow mitten unter den rebellischen Soldaten hält, um die Botschaft des Grafen Hohenlohe zu verkünden, weiß Ortlepp nichts zu erzählen, wohl aber berichtet er, daß der Graf und seine Hauptleute sich alle mögliche Mühe gegeben hätten, um die Meuterer,

die nicht nach Holland geführt werden wollten und zudem über knappen Sold und schlechte Ernährung klagten, von ihrer Fahnenflucht, ihrem Abzug durchs Münsterland nach Wolfenbüttel abzubringen. Es nuzte nichts, ja die Rebellen setzten sich sogar zur Wehre, und so konnte uns denn Wilhelm Raabe wieder ein plastisches Bild liefern, wie die gestellten Soldaten einen Hohenloheschen Beritt angreifen und zersprengen. „So legt ich aus, so führt' ich meine Klinge“, so mag's auch ungefähr gewesen sein, wenn auch Christoph von Denow nicht todwund auf seinem Strohlager im Wagen lag und den frechen Übermut der wilden Soldateska nicht hindern konnte.

Der marschierte wohlgemut mit seinem abtrünnigen Fahnenträger durchs Münsterland und glaubte mit den anderen Fahnenführern, daß sie wohl im Rechte seien und sich unbillige Behandlung nicht gefallen zu lassen brauchten. Anders faßte natürlich der oberste Kriegsherr, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, die Sache auf. Es ging der sofortige Befehl an den Grafen Hohenlohe, die Reuterer zu entwaffnen, „sie zu treanen, die Fähnlein und Gewehr abzunehmen und die prinzipal Meutmacher heraus zu nehmen, zu dero behueff auch J. F. G. derselben Mustatirer wie auch zwey Compani Reuter von J. F. G. Leibgewardi zugegeben, welchem beuehlich dann obgemelter Herr Graff nachgesetzt und den 12. Octobris auff den Nachmittag zwischen Bcht und Barnburgk (Uchte und Barenburg) und also in einem Tage, doch an vnterschiedlichen örtern solches zu werck gerichtet“.

Wie die Knechte entwaffnet waren, kam der Befehl, sie möchten die Rädelshführer angeben und ausliefern. Das geschah, und 48 Rebellen wurden nach der Festung Stolzenau abgeführt. Christoph von Denow war nicht

darunter. Man gab den übrigen die Waffen wieder zurück, denn allen konnte man ja schließlich nicht den Prozeß machen, hielt ihnen eine gehörige Stand- und Brandrede, und die Fähnriche übernahmen wieder ihre Kommandos. Allein die Soldaten hatten es satt, der Dienst paßte ihnen nicht mehr, und sie verlangten am 14. Oktober bereits ihre Entlassung.

Während der Zeit war aber dem Herzog die besondere Klage mehrerer Hauptleute und Fähnriche, Burghard Hieronymus Rußwurm, Georg Eberbach, Erhart Obiger usw., die am schwersten unter der Meuterei der Soldaten gelitten hatten, wie es uns auch Raabe schildert, zu Ohren gekommen, und so wollte Heinrich Julius denn auch eine genaue Untersuchung feststellen, was eigentlich der Grund zur Klage und infolgedessen zur Fahnenflucht gewesen sei, und verlangte von den Soldaten einen Ausschuß, der die nötige Auskunft geben sollte. Man wählte 41 Mann in diesen Ausschuß, an erster Stelle „Christoph von Denow, ein Gefreuter vnnnd vom Adel“, und diese 41 Mann hatten sich in Wolfenbüttel zu stellen. Der Junter von Denow wird also nicht zuerst von den Meuterern als Rädelshführer angegeben. Er muß demnach beliebt gewesen sein, so daß man ihn schonen wollte. Hierauf fußend, hat nun Wilhelm Raabe seinen Helden zum Märtyrer gestempelt, der er aber gar nicht war, wie wir bald sehen werden.

Noch ehe dieser Ausschuß in Wolfenbüttel anlangte, war dem Herzog und seinen Offizieren der Gedanke gekommen, daß unter diesen Auserwählten sicher noch manche Fähnchenführer sein würden und „so haben F. F. G. befohlen, das sobald sie mit ihrem Vortrage gehört, man sie auff einem Thurm in Bestrickung und Gewahrsam nehmen sollte“.

Das geschah. Man faßte die Leute sehr kurz an und nahm sie in Untersuchungshaft, worüber sie sich zwar bitter beschwerten, aber eine Aufhebung der fürstlichen Verfügung nicht erreichen konnten.

Man muß es solchen alten hochnotpeinlichen Untersuchungen lassen, daß sie recht gründlich geführt wurden, und es mag billig für kein Vergnügen gehalten werden, diesen Verhandlungen, die sich über 300 Quartseiten erstrecken, mit ihren ewigen Wiederholungen zu folgen. Herr D. Ortlepius hat sich aber „mit vielem Fleiß“ hindurchgewunden, und so haben wir die Stille der Weihnachtstage benutzt und sind hinterhergestampft.

Am 5. November 1599 wurde in aller Herrgotts Frühe das Kaiserliche Malefizgericht gegen die angeklagten Rebellen eröffnet, und wir finden auch darunter Edwin Wüstemann, den treuen Diener des Junkers, der aber nicht zufällig in Münster mit seinem jungen Herrn wieder zusammengetroffen ist, sondern von Anfang an den Feldzug in dem Fähnlein des Hauptmanns Dux mitgemacht hat und zu Denow ebenso wenig in dienender Stellung stand, wie irgend ein anderer aus der Soldateska. Raabe hat ihn aber an einer besonderen Stelle gleich hinter dem Junker gefunden und so die beiden Hauptfiguren seiner Novelle in anmutige Verbindung gebracht.

Es ging den Leuten an Kopf und Kragen, aber „es sein auch ehlliche priuat Personen, als Christoph von Denow was sein Person anlangt, bezeugen alle die Gefangene so hier zugegen sein, daß er zu keiner Meuterey vrsach gegeben habe, sondern sie darfür gewarnet, vnd ihnen je vnd alle wege zum besten hab rahten helfen. Im gleichen auch Erdtwin Wüstemann vnd sowol auch die andern drey beruffen sich auff die gemeine Soldaten sampt vnd sonderlich“.

Der Prosop, also der Ankläger, hielt aber nicht viel davon, daß bei diesen die Unschuld beteuert wurde, „weil ein Schelm so gut als der ander wäre“, man sollte ja nicht viel auf solche Worte geben. Aber Christoph von Denow sieht um sein Leben. Er gibt zu Protokoll, daß er am ersten Tage gar nicht bei den Rebellierenden gewesen sei, er habe sich erst durch aufrührerische Bauern durchschlagen müssen. Wie er spät abends ins Lager gekommen sei, da habe er gehört, daß 800 Spanier ins Lager fallen wollten. Das habe die Landsknechte kopfscheu gemacht, die außerdem Mangel gelitten. Man habe die ganze Nacht in Schlachordnung gestanden, und er habe die Leute, die ihn drum gebeten, dabei geführt, „hab es vmbß besten willen gethan“. Am zweiten Tag habe er, wie es auch früher oft geschehen sei, die Führung übernommen, und am dritten Tage seien ja wieder der Hauptmann und die Offiziere erschienen. Er habe nichts Böses getan und bäte um Gnade.

Er hatte gut reden. Es traten Zeugen auf, die bekundeten, daß er in Abwesenheit des Hauptmanns das Regiment geführt und sich zum Ausbruch von den Knechten selber erkoren habe. Er hätte auch jederzeit dafür gesprochen, daß die Knechte allen Grund zur Klage hätten und daß sie recht getan, aus dem Felde zu ziehen. Das fiel schwer ins Gewicht. Wenn der Novembersturm nicht laut heulend um die Giebel und Türme geflogen wäre, so hätte der „Sunker“, wie ihn seine Kameraden immer nannten, wohl das Armsünderglöcklein in der Ferne hören können. Die Gerichtsverhandlung nahm ihren Fortgang, und schließlich ward auch das Urteil verkündet:

Auf eingebrachte Klage des Prosopfen, daß Christoph von Denow nicht gebührt, sich für einen Hauptmann aufzuwerfen, die Befehle zu vergeben, noch die Wache zu be-

stellen, soll er und seine Mitschuldigen dem Profoß überantwortet werden. Der soll sie ins Gewahrſam führen, ihnen einen Beichtvater geben und dann dem Nachrichten überantworten und befehlen, daß er ſie hinaus führen, an den nächſten Galgen henken und mit dem Strange zwischen Himmel und Erde erwürgen ſolle, damit der Wind unter und über ſie durchwehen könne, ihnen zu verwirkter Strafe und anderen zum abſcheulichen Exempel.

Bei jedem Fähnlein wurde dieſer ſchauerliche Spruch wiederholt, und wie das neugierig gaffende Volk dieſem traurigen Schauſpiel zuſah und die armen Sünder wohl noch mit Spott und Hohn überſchüttete, die doch in der Winterkälte und vor Angſt mit den Zähnen klapperten, hat uns Wilhelm Raabe in packender Realistik geſchildert. Dreiundachtzig Soldaten wurde das Todesurteil geſprochen, und bei vierundzwanzig aus der Zahl wurde es vom Herzoge beſtätigt. Unter ihnen iſt der Junker Chriſtoph von Denow, auf deſſen Adel keine Rückſicht genommen wurde; nicht einmal die Strafe der Enthauptung, zu der man adelige Miſſetäter zu begnadigen pflegte, wurde ihm zuerkannt. Man ſtrafte ihn um ſo härter, weil man mit Recht annahm, daß ein Edelmann alles hätte tun müſſen, um die Leute von der Fahrenflucht zurückzuhalten, aber ſie nicht dazu ermutigen.

An geiſtlichem Zuſpruch hat's den Verurteilten nicht gefehlt, wie es uns ja auch Raabe erzählt. Er läßt dann auch die armen Sünder hinausführen und vor dem Kaiſertor henken, obſchon die offizielle Nachricht lautet:

„Wie nuhn diß alles geſchehen, ſein die jennigen, ſo condemniret, hinausgeführt, vnnnd vff vier Straßen, als vff die Straßen nach Halberſtadt, Helmſtedt, Goßlar vnnnd Hildesheim an vier Galgen vnd an einen jeden Sechß ge-

hengt, darzu auch ist einem jedern ein Blech, worauff geschrieben gestanden, Meutmacher vnd Mehenziger an den Hals gehengt worden. Die andern aber, so zugleich mit condemnirt, seind nur allein zum schrecken mit hinaus voraß Keyserthor, aber alsbaldt wiederumb herein geführet worden“.

Dort wehte also auch der Junker von Denow im Winde und keine Kugel des treuen Erdwin Wüstemann hatte ihn vor der Schmach erretten können, und keine Anneke Mey weinte über seiner Leiche.

Der Kriegsknecht Wüstemann kam allerdings glimpflich davon.

Er brauchte nicht mal mit den zweiunddreißig Begnadigten nach Ungarn zu ziehen, um gegen den Erbfeind der Christenheit, den Türken, Kriegsdienste zu tun. Er wurde frei und ledig gesprochen, „das Leben vnnnd Ehr aus gnaden wiederumb geschendtt vnnnd also die gesprochene Urteil gemiltet“. Daß er sogar noch Begzehrung bekam, wird ihn nicht wenig gestreut haben.

Wenn wir so Wahrheit und Dichtung beim Junker von Denow mit einander vergleichen, so erkennen wir sogleich, mit welch außerordentlichem Geschick Wilhelm Raabe es verstanden hat, aus diesem verworrenen Kriegstreiben eine so überaus packende historische Dichtung zu schaffen, plastisch in ihren Einzelheiten, realistisch in der Färbung und trotz allen Abweichungen von der eigentlichen Wahrheit doch im großen und ganzen das richtige Bild des tapfer in die Schlacht und tapfer in den Tod gehenden Junkers Christoph von Denow.

* * *

Als ich mich 1895 in Braunschweig als Antiquarius niederließ, schickte ich natürlich dem Dichter auch meine

Kataloge. Da kam er denn auch anmarschiert, im schwarzen, etwas abgetragenen Gehrock, den eingebeulten Schlapphut auf dem Kopfe. Er kaufte namentlich geschichtliche und kulturhistorische Werke. Viel war's nicht. Es war vor seinem Jubiläum, und die Einkünfte knapp. Ich bot ihm Romane an. „Wozu denn? die schreiben wir ja selber, und außerdem, ich habe Kisten voll von dem Zeugß liegen.“

Wilhelm Raabe näherzutreten, wagte ich nicht, ob schon die Familien durch Raabes Frau miteinander liiert waren. Raabes Schwager, der Notar, „die Schnepfe“-Leiste war ein Jugendfreund meiner Mutter, Raabes Schwiegermutter war als „Tante Leiste“ in unserem Hause sehr bekannt, und die beiderseitigen Sippen vor siebzig Jahren in Wolfenbüttel eng befreundet, auch verwandtschaftlich sich nahestehend. Der Bruder meines Vaters, Oberlehrer August Scholz, war seinerzeit in Wolfenbüttel Raabes Lehrer im Deutschen gewesen und hatte schon damals wegen Raabes vorzüglicher Aufsätze ihm eine Zukunft als Schriftsteller prophezeit.

Indessen „wer sich grün macht, den fressen die Ziegen“, hat Bismarck mal zu Moritz Busch gesagt, und außerdem hatte ich auch das dunkle Gefühl, als ob seine Abneigung gegen die Wolfenbüttler wohl auch mir Beklemmungen verursachen könne, wenn ich an seine Tafelrunde käme.

So blieb es bis 1901. Der Meister wurde 70 Jahre, und Deutschland erinnerte sich eines Mannes, dem man das schöne Wort nachsagen konnte, daß er nie eine Zeile geschrieben habe, worüber ein deutsches Weib zu erröten brauche. Es war eine erhebende Feier. Der Saal im berühmten Altstadttrathause war festlich geschmückt, und als der Dichter, begleitet von seiner Familie, den hohen Raum betrat, erhob sich alles vom jüngsten Seminaristen bis zum

Minister, um den Dichter zu ehren. Natürlich hatte jeder das beste angezogen, was er hatte, nur Raabe nicht. Wohl hatte man ihn so lange bearbeitet, bis er sich zum Jubiläum einen neuen Frack bauen ließ, aber angezogen hat er ihn nicht. Er schlüpfte in das alte Gewand und zog damit in die Festversammlung, wo er sich gottergeben anfeiern, andoktern, anordnen ließ. Es wurde ihm das Kommandeurkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen verliehen. Preußen besann sich einige Tage später, daß es sich schandenhalber doch auch wohl rühren müsse und schickte den Kronenorden dritter Güte. Raabe besah ihn, packte ihn fein säuberlich ein und schrieb darauf: An die Königliche Ordenskommission in Berlin. Getragen hat er ihn nicht.

Am Abend resp. Nachmittag des 8. September 1901 gab es das übliche Festmahl im „Wilhelmsgarten“. Ich setzte mich bescheidenlich, wie es einem Buchführer und „Althändler“ zukommt, an die Ecke des linken Flügels der Tafel; wer nicht bei den Spitzen sein kann, muß mit den Köpfen heulen. Und wen bekam ich zum Tischnachbar? Dr. Erich Sanke, den Verleger Raabes. Auf ihn soll nun der Vergleich mit den Köpfen nicht gehen. Er hatte sich, *nescio qua de causa*, verspätet und war schließlich froh, daß er an meiner Seite noch ein Plätzchen fand, wenn er natürlich auch von meiner Existenz keine Ahnung hatte. Von daher stammt nun unsere Bekanntschaft, und dadurch ist es gekommen, daß er auch meinen „Bardenwerper“ verlegt hat. Der Ärmste! „Und mit solchem Zeug soll man Geld machen,“¹⁾ hat mal ein Buchhändler vor 50 Jahren

¹⁾ Über diese wundervolle Geschichte hat mir Raabe in einem Briefe vom 27. August 1902, als ich mich nach einer Ausgabe der Sperlingsgasse erkundigte, die in Stuttgart erschienen, aber nicht die editio princeps war, die nötige Erklärung gegeben. Er schrieb:

gesagt, als er die Chronik der Sperlingsgasse verkaufen sollte. Jetzt ziehen auch die Kolporteure mit meinem schönen Romane herum. Er hat ein neu Gewand bekommen. Selbst ist sein Umschlag und mit rotem Druck steht darauf, daß der „Bardenwerper“ für eine Mark billig zu haben ist. Trösten wir uns! Nächstens wird es heißen: Vergriffen und selten! An jenem Tage wußten wir aber noch nichts von unserem beiderseitigen Elend, sondern biederten uns nur einigermaßen an, tranken auch wohl mehr, als uns gut war und ein „Büchertrödler“ seinem Geldbeutel zumuten darf. Ich bin nie eingebildet gewesen, ich hatte allerdings auch nie Ursache dazu, denn mein ganzes Leben ist ein Fiasko gewesen. An jenem Abend sollte ich es aber wieder erfahren, wie klein ich war und wie wenig bekannt trotz meiner sechzig Kataloge, die ich der gebildeten Welt in hundertzwanzigtausend Exemplaren ins Haus geschickt hatte. Mir gegenüber saß ein berühmter Braunschweiger Komponist. Ich stellte mich ihm vor. „Was sind Sie? Buch-

Braunschweig, 27. August 1902.

Hochgeehrter Herr!

Diese Ausgabe der „Chronik der Sperlingsgasse“ stammt aus dem Jahre 1866. Damals wollten Moritz Hartmann, Otto Müller (Verfasser der „Charlotte Adernann“ usw.) und ich bei Ebner in Stuttgart einen „Hauschat deutscher Erzählung“ herausgeben. Der Plan mißglückte infolge des Krieges und wohl auch aus anderen Ursachen.

Für mich persönlich knüpft sich die nette literarische Lebenserfahrung daran, daß in einem Streit des Verlegers mit einem Kolporteur, letzterer meine Chronik auf den Gerichtstisch geworfen hat: „Mit solchem Zeug soll man Abonnenten kriegen und Geld machen?!...“

Mit freundlichem Gruß

Ihr ergebener
Wilhelm Raabe.

händler? Und hier?" Ich konnte es mit dem besten Willen nicht leugnen. „Das kann nicht stimmen. Ich kenne doch die hiesigen Buchhändler.“ Da sank ich tief. Ich konnte nur die Achseln zucken und murmeln: „Verzeihen Sie, daß ich existiere!“ Warum hatte ich auch nicht eine Angströhre aufgesetzt und wie ein lieber Freund und Kollege bei jeglichem Geben Besuche gemacht? Hm! Ja, er hat's auch weiter gebracht, und seine Söhne sind Offiziere. Meine Mädels werden aber sicher nie einen Leutnant kriegen.

Kurze Zeit nach der Feier kam Professor R. Koch, der Fußball-Koch, einer der Begründer des viel angefeindeten Sports, zu mir — er war übrigens mein Lehrer gewesen — und fragte mich, warum ich denn nie in die Raabecke bei Herbst käme? Ich brachte wieder den schon erwähnten Vergleich mit den Ziegen an. „Ach Unsinn,“ sagte er, „ich bin überzeugt, Raabe würde sich sehr freuen.“

„Na denn fragen Sie ihn, bitte, ob ihm meine Gegenwart angenehm sein würde.“

Nach einigen Tagen kam Konrad Koch wieder und verabredete mit mir, daß wir den alten Herrn zusammen aufsuchen wollten. Raabe nahm mich mit großer Herzlichkeit auf, und von der Zeit bin ich jede Woche am Donnerstag sein Abendtischgenosse gewesen. Er war so daran gewöhnt, daß er mich jedesmal zur Rede stellte, wenn ich mal gefehlt hatte. Man muß dabei berücksichtigen, daß die Raabecke nicht jeden Abend stark besucht war. Das war sie eigentlich nur am Sonnabend; an den übrigen Tagen hatte er meist nur seinen alten Freund, den Rentner Otto Teggmann, neben sich und war deshalb froh, wenn noch ein Dritter sich einfand und war's auch nur ein Buchhändler.

Wer ist Otto Teggmann? werden doch manche fragen,

die nicht mit der Raabecke näher bekannt sind. Es ist kein Diener des göttlichen Wortes, kein Jünger des Themis, auch hat er nicht die Jugend zur höheren Weisheit geführt und sich nicht über der vierfachen Wurzel vom unzureichenden Grunde den Kopf zerbrochen. Ein maderer Braunschweiger Bürger und Rentner, der von seinem Vater den Gewandhauskeller übernahm und später, als er ins Greisenalter überging, es anderen überließ, fröhlichen Zechern die Becher zu füllen. Auf dem Altenteil ließ er sich aber immer noch einen guten Tropfen munden und ist so der tägliche Tischgenosse unseres Altmeisters geworden, der nur anderthalb Jahr jünger war, wie er. Sie kränkelten zu gleicher Zeit, aber Otto Tellgmann überwand es und sah mit Trauer seinen lieben Freund ins Grab sinken. Die Raabecke sieht ihn nicht mehr in später Abendstunde. Er muß dem Alter Konzessionen machen; aber noch immer macht der alte Herr seinen Spaziergang und eine Partie Whist, genießt auch den Vorzug, zweimal Frühling zu feiern, einmal in Arco, wenn hier noch alles in Schnee und Eis ist, und später hier in der Heimat, wenn Südtirol zu heiß wird.

Stolz und Hochmut kannte Wilhelm Raabe nicht. Sie waren ihm an seinem Tische alle gleich, und wenn der Herzog-Regent gekommen wäre, er hätte seinen lieben Tellgmann nicht von seiner Seite gelassen. Der letztere war auch ein nicht zu unterschätzender, munterer Erzähler, und wenn auch zuerst der eine sein Beefsteak oder Rotelett mit Spargel verzehrte und der andere die braunschweigischen Tageszeitungen, den „Tag“, die „Woche“ und manchem der Tafelrunde ein Ärgernis, den „Simplizissimus“ durchblätterte, so kamen sie doch nach einer halben Stunde ins Gespräch. Raabe brachte ein Blatt des Meyerschen Abreißkalenders mit und gedachte des einen oder des anderen, dessen Todes-

oder Geburtstag dort vermerkt war, und Otto Tellgmann brachte alle Kamellen aus der braunschweigischen Geschichte vor, wie er als Einjähriger vor der Schloßwache seinen Leutnant mit dem Bajonett angegriffen, der ihm vorher mit dem Säbel einen Uniformknopf zer schlagen hatte. Ein wundervolles Bild aus der guten alten Braunschweiger Zeit! Wie wurde nicht über die Geschichte mit der Fahne gelacht, die ein auswärtiger Gesangsverein bei einem Sängersfeste verloren hatte und die sich schließlich in der „Kaffemühle“, auf einer bekannten Straße, wieder fand, wo sie wie der bewußte Regenschirm in Gedanken stehen geblieben war. Diese Geschichte wie noch viele andere mußten oft erzählt werden, und Wilhelm Raabe hat sie immer wieder mit angehört, weil sie wirklich gut waren, wenn sie auch zum Teil mit zu den apokryphischen Büchern gehörten.

Otto Tellgmann gebührt das große Verdienst, daß er immer da war, wenn die anderen Tischgenossen aus diesem oder jenem Grunde, obschon sie sich mit den Tagen ablösten, fernblieben. Meister Autor war so daran gewöhnt, daß er im Frühjahr 1910, wo er noch einmal für kurze Zeit in Begleitung seiner Tochter Margarete die ihm lieb gewordene Stätte bei „Herbst“ aufsuchte, die sein fränkischer alter Freund meiden mußte, scherzend zu seinen Bekannten sagte: „jetzt bringe ich mir einen weiblichen Otto Tellgmann mit.“ Ein dankbares, anerkennendes und ehrendes Wort! Und er, dem dieses Wort galt, wird sicher am 19. November 1910 ähnlich wie Matthias Claudius gedacht haben:

Ach sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr!

Otto Tellgmann wollen wir nicht gerade das Alter seines Kollegen Noach wünschen, aber daß ihm noch recht lange

ein geeignetes Greisenalter beschieden sei, vielleicht so alt wie sein trefflicher Wein von 1811, den er einst seinen guten Freunden zu Kosten gab, das sei ihm vergönnt.

Daß Raabe einmal Buchhändler gewesen war, erzählte er gern, daß er stolz darauf gewesen wäre, habe ich allerdings nie empfunden. Namentlich gegen die Verleger hatte er einen ehrlichen Zorn. Sie hatten ihn teilweise nicht gut behandelt, und ich erinnere mich, daß er bei der Erwähnung einer großen Firma so in Aufregung geriet, daß er die Fäuste ballte und ausrief: „Ich habe Dokumente in den Händen, daß ich dies berühmte Haus in die Luft sprengen könnte.“ Dabei funkelten die kleinen Augen im höchsten Zorn. Weitere Einzelheiten wird man mir an dieser Stelle wohl ersparen. Er hat es dafür Otto Sanke nie vergessen, daß dieser zu einer Zeit, wo nach dem brieflichen Bescheid der Firma George Westermann das deutsche Volk nichts mehr von Raabe lesen wollte, trotzdem noch seine Romane brachte. Dazu gehörte Verlegermuth, das war keine Frage, denn wie allgemein bekannt ist, wollte Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kein Mensch mehr Raabesche Bücher kaufen. Damals glänzte Dahn, Ebers, Jensen, Spielhagen, aber Raabe? Wenn also George Westermann weitere Romane des Verfassers ablehnte, so hatte er allen Grund dazu, denn bei der vornehmen Ausstattung des angesehenen Verlages hatten die Bücher natürlich auch hohen Preis, aber welches Raabebegeisterte deutsche Schulmeisterlein konnte denn 15 Mk. für den „Schüdderump“ anlegen. Ich habe das Raabe mehrmals auseinanderzusehen versucht, was natürlich mit Vorsicht geschehen mußte, denn es war die Zeit nach dem siebzigsten Geburtstag. Das gelang mir nur mühsam. „Clericus clericum non decimat,“ warf er mir dann wohl mit seinem lustigen Augenzwinkern zwischen

die Beine. Ja, diese Augen! Es hat sich mancher Maler damit abgequält, aber den wenigsten ist es gelungen, sie gut festzuhalten. Die Augen Raabes waren klein, von buschigen Brauen überschattet und schauten etwas listig-lustig in die Welt. „Der Teufel male Ihre Augen!“ hat mal ein bekannter Meister der löblichen Farbzunft ausgerufen und den Pinsel bei Seite geworfen. Raabe schmunzelte, wenn er diese Episode erzählte. „Ist er denn wiedergekommen?“

„S natürlich, er wollte doch Geld verdienen.“

Ja, das Geldverdienen. „Ich weiß, der Buchhandel hat's nicht leicht, aber es ist doch eigentlich nichts weiter als ein Faulenzen mit Hindernissen.“ Das wollte ich denn aber doch nicht gelten lassen und suchte es ihm auseinanderzusetzen. „Na, ich muß es doch wissen, ich hab's doch durchgemacht. Sie können's ja gar nicht beurteilen, Sie sind ja gar kein Sortimenter.“

„Oho,“ erwiderte ich ihm, „ich war sieben Jahre Profurist von Alfred Lorenz in Leipzig.“

„Allerhand Hochachtung, ja, aber der Sommer war doch eine schöne Zeit für den Buchhandel, da haben wir immer Fliegen gefangen.“

Wilhelm Raabe kam stets gegen $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends in seine Ecke in Herbst' Weinstube, reichte seinen Freunden die Hand, bestellte eine halbe Flasche Benschewelle und vertiefte sich in etwa ein halbes Duzend Zeitungen und Journale. Außer einem Braunschweiger Blatte war es der „Tag“, die „Fliegenden Blätter“ und der „Simplizissimus“. Gegen letzteren zogen die Ritter der Tafelrunde oft zu Felde, aber Wilhelm Raabe war ein gerechter Richter. „Ich suche mir bei ihm das beste heraus, das übrige interessiert mich nicht.“

Diese erste halbe Stunde war für die Raabefreunde kein sogenannter Genuß, denn während er las, konnte man ihn nicht stören. Durch diese Eingangsformel ist auch mancher von weiterem Besuch des Raabetischen abgeschreckt, denn er hatte sich ein literarisches Gespräch mit dem berühmten Manne wohl etwas anders vorgestellt, wußte auch dem weiteren Abend schließlich keinen Geschmack abzugewinnen, denn es kam vor, daß Jacob Corvinus nicht froh gestimmt war und dann recht herb sein konnte.

Doch war er so zum Glück nicht oft. Das passierte eigentlich nur, wenn Persönlichkeiten an seinen Tisch kamen, die ihm direkt unangenehm waren. Dann machte er von dem Vorrecht des Alters Gebrauch, er lehnte sich in seine Sofaecke zurück und schlief ein oder tat wenigstens so. Raam war aber der mißliebige Herr abgezogen, so richtete sich der Alte in die Höhe: „Kinder, habe ich aber prächtig geschlafen.“

Ich entsinne mich dabei einer köstlichen Geschichte, die passierte, als ich mit meinem lieben Freunde Carl Niehl aus Hannover in der Raabeecke weilte. Es hatte sich ein Herr aus Goslar zu uns gesetzt, der in dem Glauben war, ein braunschweiger Schriftsteller, der das „Obfeld“ und „Hastenbeck“ geschrieben hatte, mußte auch ein tüchtiger Welse sein und spann nun ein Garn von endloser Länge über die Beziehungen seiner Familie zum hannöverschen Königshause. Meister Wilhelm war ein großer Verehrer der tapferen braunschweigischen Herzöge, aber er sah auch hierbei sehr durch die Lupe, denn als ich die kleine Monographie: Ruthe, auf der Flucht vor den Strickreitern, neu herausgab, in der auch die Katabasis der „Schwarzen“ unter Friedrich Wilhelm 1809 geschildert wurde, nannte er diese allerdings ziemlich zusammengelaufene Schar sehr respektswidrig eine Räuberbande. Man kann sich denken,

wie peinlich uns bei jener Belfenrede zu Mute war, denn wir dachten jeden Augenblick, daß aus der Ecke irgend eine kurze „Bemerkung vom Platz“ kommen würde. Einige zarte Anspielungen unsererseits, daß der Zugereiste mit seinen Reminiszenzen an die falsche Adresse gekommen sei, halfen nichts, der Strom floss weiter. Er wurde nicht gedämmt, aber wie wir zur Seite sahen, lag Wilhelm Raabe mit geschlossenen Augen in seiner Ecke. Ich hatte dem Belfen zuweilen höflich geantwortet, doch mochte ihm das wohl nicht genügen; als er nun aber einen Brief aus der Tasche zog, der von Georg V. selbst unterschrieben war, bemerkte er, daß der Verfasser des „Hastenbeck“ gar keine Notiz mehr von ihm nahm. Da mochte ihm eine Erkenntnis kommen, und er empfahl sich. Unser alter Freund rappelte sich darauf langsam wieder in die Höhe: „Was wollte denn der dumme Kerl eigentlich?“

Ein anderer Belfe war ihm dagegen immer sehr willkommen, das war der König von Hannover. So stellte er sich mir wenigstens vor, als ich ihn kennen lernte. Es war ein alter Reisender in Tuch namens König, der eine große Firma in Hannover vertrat, ein intelligenter Mann, der weit in der Welt herumgekommen war und mancherlei zu erzählen wußte. Raabe freute sich immer sehr, wenn er mal in der Ecke auftauchte. Er hat übrigens noch vor Raabes Tode eine Reise angetreten, von der es keine Wiederkehr gibt.

Nach dem Rotwein kam ein Grog von Arrak, für den Otto Tellgmann 50 Pf., der sparsame Raabe aber nur 30 Pf. anlegte. „Ich bin ja nicht Rentier wie Otto Tellgmann,“ sagte er denn wohl, „solchen Luxus kann ich mir nicht gestatten.“ Der alte Weinhändler schmunzelte:

„Er tut immer so, als ob er verhungern müßte.“
„Na, ist es vielleicht nicht so,“ erwiderte dieser, „Sie geben mir doch extra deswegen ein Stück Zucker ab.“

Letzteres war richtig. Dieser historische Moment kam jeden Abend. Tellgmann liebte den Grog nicht allzu süß und reichte deshalb immer den Rest des Zuckers seinem Nachbar, wofür dieser sich durch ein Blatt — des Meyerschen Abreißkalenders löffelte. Ein billiges Geschenk! Überhaupt, die Munifizenz war ihm nicht eigen. Ich habe nie gesehen, daß er auch nur das Geringste spendiert hätte. Darüber darf man sich nicht wundern. Er hat mir selbst erzählt, daß er am Tage vor seinem Geburtstag 6000 Mk. in preussischen Konsols besessen habe. Bertha Leiste, seine Frau, hatte etwas Vermögen; dadurch, mit dem Ergebnis der Schillerstiftung und mit den Honorareingängen, die ja schließlich nicht allzu oft kamen, hat er sich über Wasser gehalten.

Dementsprechend war auch die Raabesche Garderobe. Der Dichter trug einen Gehrock, auf den die Bezeichnung schäbige Eleganz eigentlich kaum noch paßte, denn das Blech der einst umsponnenen Knöpfe lag klar zu Tage, und die Tabakasche hatte den Weinflecken auf dem Rocke eine ganz unnennbare Färbung gegeben. Auch die Beinkleider gehörten eigentlich in ein Museum. Die Schoßgegend, wo alles Platz fand, was vom Kopfe nach unten fiel, konnte sich sehen lassen. Er liebte es, dies zu zeigen, d. h. er wies nicht darauf hin, aber es schien, als wollte er sagen: Ja, seht, so mußte einst ein deutscher Dichter leben. Jetzt brauchte ich es wohl nicht mehr, aber die Erinnerung an meine mageren Jahre will ich mir bewahren.

Ein starker Becher war Wilhelm Raabe nicht. Früher trank er eine ganze, dann eine halbe Flasche Rot- oder Weißwein und hinterher den Grog, den er meist mit dem

Rest seines Rotweines mischte. Er aß nichts dazu. Da wir immer bis 1 Uhr nachts saßen, so hielt ich's so lange nicht aus, und bestellte mir zuweilen gegen 12 Uhr einige warme Käsestangen, die dann um den Tisch gingen. Raabe nahm hin und wieder auch ein Stück, obwohl er sich damit „den Magen überladen“ würde, wie er sagte. Schließlich galt diese Fütterung für ein *nobile officium* meinerseits, wie es ein anderer Raabeverehrer, Redakteur Dr. Fritz Hartmann-Hannover, proklamierte.

Der Dichter war ein ziemlich starker Raucher, aber ein vernünftiger. Er rauchte seine Zigarren, die durchschnittlich 7 Pf. kosteten (in der Wohnung gab es bessere), immer nur zur Hälfte, dann warf er sie fort. In dieser Beziehung war er also ein Verschwender. Drollig war es, daß fast jeder Neuling darauf hineinfiel, Raabe Feuer zu geben. Das lehnte er stets dankend ab. „Ich habe mir einmal dabei die Finger verbrannt, und ein verbranntes Kind scheut das Feuer“, erklärte er. Hatte er seinen Glimmstengel in Brand, dann lehnte er sich behaglich in seine Ecke zurück, strich mit der Hand übers Gesicht und den kurzen Bart und fragte: „Was gibt's Neues in der Bücherwelt?“ Dann wurde über diesen oder jenen Autor geredet, und bald waren wir in der Vergangenheit. Gern sprach er über seinen Aufenthalt in Stuttgart, wo er mit seiner jungen Frau glückliche Tage verlebt hatte, von Hallberger, Hackländer, D. Müller usw. Dann ging's wieder zurück nach Braunschweig, um über den Dichter des „Robespierre“ zu plaudern, Robert Griepenkerl, dessen Verzweiflungskampf gegen die finstere Macht des Alkohols Raabe passend zu schildern wußte. Als Griepenkerl seiner mehr helfen wollte, mußte er sogar wegen seiner Schulden ins Gefängnis. Nachher ging es schnell bergab, man zog

ihn oft betrunken aus dem Rinnstein. Der Tod war ein Erlöser.

Wenn man darauf anspielte, daß er in mancher Beziehung Ähnlichkeiten mit Jean Paul habe, so bestritt er dies energisch. „Zeigen Sie mir doch mal eine Stelle!“ Da saß man denn natürlich fest, denn man konnte doch nicht sagen: Herr Doktor, ich bin im „Hesperus“ gerade so hängen geblieben wie im „Stopfuchen“. Er hatte übrigens für Jean Paul viel über, und wenn ich sagte, für mich ist er unverdaulich, aber ich kannte noch einige alte Tanten, die für ihn schwärmten, so nickte Meister Autor: „Ja, er ist auch ein feiner Kerl, und er wird auch schon wieder Mode werden.“ Ich erlebe es nicht mehr.

Mit Kritiken war Raabe vorsichtig. Ich hatte oftmals das Gefühl, als ob er erst mal untersuchen wollte, was „die Anderen“ wohl über das neue Buch sagen würden. Daß er zunächst abfällig urteilte, nach einigen Tagen aber seine Meinung änderte, kam auch wohl vor; er hatte sich belehren lassen, daß er dem betreffenden Autor gegenüber im Unrecht sei. Rosegger, den oberdeutschen Dichter mochte der niederdeutsche Raabe nicht. Er schrieb ihm zu viel. Auch Heyse's Feder behagte ihm nicht. Als dieser Frauenliebbling noch im hohen Alter ein Buch erscheinen ließ, und ich ihn darauf aufmerksam machte, knurrte er ärgerlich: „Der alte . . . hätte nun auch wohl die Tinte halten können.“ Bekanntlich war Raabe sehr oft in seiner Rede paradox; das wurde ihm zuweilen nachgewiesen und ihm als besondere Eigenart zugute gehalten. Im Gegensatz zu Heyse, der noch im hohen Alter glänzen wollte, ließ Raabe, als er die Fünfundsiebzig überschritten hatte, die Feder ruhen. Sein „Altershausen“, das übereifrige Buchhändler schon mehrere Jahre vor seinem Tode als demnächst erscheinend

angezeigt hatten, sollte erst nach seinem Tode auf den Büchermarkt kommen. Er wollte sich nicht mehr bei Lebzeiten über allerhand Kritiker ärgern, hieß es. Bekanntlich hat das Buch, das als Torso erschien, auch nicht den gehegten Erwartungen entsprochen. Ein buchhändlerischer Erfolg, wie ihn viele prophezeiten, ist das Buch nicht geworden. Im ersten Ansturm ist manches Exemplar abgesetzt, aber ob das Weihnachtsgeschäft so glänzend war, wie die Erben es sich gedacht haben? Der Verleger wird es wissen.

Raabe war kein Redner; aber in seiner Ecke konnte er doch mannigmal recht lebendig in Wort und Geste werden, namentlich wenn es galt, falsche Behauptungen zurückzuweisen. Sehr oft stellte er aber Behauptungen auf, die den Widerspruch geradezu herausforderten. Das geschah namentlich, wenn die Versammlung größer war. Über den hingeworfenen Knochen fiel dann alles mit großem Eifer her und suchte das beste davon abzureißen. Dann saß der Alte behaglich in seiner Ecke und freute sich, wenn die anderen sich da herumbalgten. In der Öffentlichkeit zu sprechen, war ihm zuwider. Selbst an seinem Jubiläum hat er es unterlassen, eine Rede zu halten, und als wir — irre ich nicht, war es 1905 — das goldene Jubiläum seiner „Sperlingsgasse“ feierten, kam es auch nicht dazu. Beinahe schien es allerdings so. Der Prinz-Regent, Prinz Albrecht von Preußen, hatte ihm zu dem Tage von Camenz ein Glückwunschtelegramm geschickt, und Raabe erhob sich gleich nach Verlesung der Depesche von seinem Sitz. Aha, hieß es, jetzt redet er. Die Rede war aber nicht lang. „Meine Herren, Seine Königliche Hoheit, Prinz Albrecht . . .“ und er hielt sein Glas in die Höhe. Alles half ihm, und das dreimalige Hoch brauste durch den Saal. Schmunzelnd

setzte sich der Alte; er hatte seine Getreuen mal wieder angeführt. Ich trank bei dieser Gelegenheit auf das Gedeihen seiner Sprößlinge, der gedruckten und gewickelten, was ihm und der Tafelrunde großen Spaß bereitete.

Ein Hofgänger war der große Dichter nicht, aber der jetzige Herzog-Regent bewies ihm viel Aufmerksamkeit. Bekanntlich war die Schwester des Herzogs Johann Albrecht, die Großherzogin von Oldenburg, eine begeisterte Verehrerin Raabes, die ihn selbst aufsuchte und unter seiner Führung durch die Stadt fuhr, um sich die interessanten Bauwerke des alten Braunschweigs anzusehen. Dieses Interesse übertrug sich auch auf den Bruder, den Herzog-Regenten. Man hat um Raabes Besuch. Das war ihm lästig. Er ließ sagen, der Frackzwang sei ihm unbequem, und die Antwort lautete, das wäre Nebensache. Ein Wagen würde ihn holen. Wenn man bedenkt, wie peinlich die Etikettefrage am jetzigen braunschweigischen Hofe beobachtet wird, wird man in diesem Entgegenkommen eine besondere Auszeichnung erblicken müssen. So stieg denn der Dichter im Gehrock ohne irgendwelche Abzeichen in die Hofequipage und ließ sich zum Residenzschlosse fahren, wo ihn der Herzog selbst vor den Augen der staunenden Dienerschaft an der Pforte in Empfang nahm und in seine Gemächer geleitete, um mit ihm in Gegenwart der Herzogin Elisabeth eine Tasse Kaffee zu trinken. Ein Vergnügen mag's wohl für den alten Herrn nicht gewesen sein, aber die ihm erwiesene Aufmerksamkeit erfreute ihn doch.

Raabe war loyal und national, wie es dem Mitbegründer des Nationalvereins zukam. Er hatte für unseren jetzigen Kaiser viel über, wenn er natürlich auch die Schwächen, die sich durch überschießende Kraft ergeben, nicht übersah. Es hat wohl auch selten einen Menschen gegeben, der so

viel Toleranz bewies, wie unser Dichter. An seinem Tische saßen Lutheraner, Katholiken und Israeliten friedlich nebeneinander. Er wurde allen gerecht, und wenn sich einige Leute eingebildet haben, der Bildner eines Dr. Theophile Stein sei ein Antisemit, so waren sie gründlich im Irrtum. „Was wollt Ihr denn, es ist ja unser ältester Adel, diese Cohns, Meirs usw. Ihre Vorfahren gingen in schleppenden Gewändern und im Goldschmuck die Treppe zur Davidsburg in Jerusalem empor, als die Ahnen unserer stolzeften deutschen Herren im Urwalde mit Fellen bekleidet in primitiven Hütten saßen und am Opferfeuer Menschen schlachteten.“

Raabe konnte auch sarkastisch sein und die unverschämten Bettelbriefe, die der immer berühmter werdende Schriftsteller beinahe täglich erhielt, wurden zuweilen in jener Weise kurz abgefertigt. „Heute habe ich zwölf Briefe schreiben müssen,“ sagte er mal, „aber es sind auch schon mehr gewesen, und es ist unverschämtes Gefindel dabei. Die Leute schicken mir dickleibige Manuskripte ein und verlangen, daß ich sie franko zurücksenden soll.“

Der Dichter führte auch ein Tagebuch, ein sehr altes, in dem alle merkwürdigen Daten seines Lebens kurz verzeichnet waren. Es war in 16^o-Format und sehr abgegriffen. Dieses Promemoria hatte er ständig bei sich und konnte sich immer danach unterrichten, wenn das Gedächtnis mal versagen wollte. Hier und da hatte es auch Lücken, was natürlich begreiflich ist. So war er sehr verwundert, als ich ihm 1905 eine holländische Ausgabe „der schwarzen Galeere“ vom Jahre 1863 zuschickte, die als Übungsbuch eingeführt war, um aus dem Deutschen ins Holländische zu übersetzen. Er schrieb mir am 22. Mai: „Besten Dank für die freundliche Zusendung! Da haben wirklich die hollän-

dischen Zungen schon vor 42 Jahren deutsch aus ‚der schwarzen Galeere‘ gelernt.“

An die Schärfe meiner Zunge gewöhnte er sich erst nach und nach. Anfangs fuhr er mir hin und wieder grob über den Schnabel, wenn ich in der Raabecke boshafte Zwischenbemerkungen machte. Schließlich gewöhnte er sich daran und sagte wohl: „Na ja, der Pfefferkuchler!“¹⁾ Einmal waren wir allein und sprachen vom Schriftstellern, da fragte er: „Wissen Sie, worauf ich die ‚Sperlingsgasse‘ zu schreiben angefangen habe?“ „Nun, ich vermute auf Papier,“ entgegnete ich. „Natürlich, immer wieder der Wolfenbüttler,“ knurrte er ärgerlich und warf sich in seine Ecke. „Um Himmelswillen, Herr Doktor, ich wollte Sie nicht kränken!“ „Ach, Sie sind ja unverbesserlich! Ich hatte mir das gelbe Papier aus einer leeren Zigarrentiste herausgerissen, darauf habe ich die ‚Sperlingsgasse‘ begonnen.“ Da hätte ich ja allerdings lange raten können.

Man kann nicht ohne weiteres behaupten, daß ihm jeder an der Tafelrunde willkommen gewesen wäre. Wie er solche Leute unter Umständen behandelte, habe ich vorhin schon erwähnt, aber an Rang und Stand hat sich der Dichter nie gekehrt. War der Tischgast ein netter Kerl und kein Einfaltspinsel, der etwa ein besonderes Steckenpferd ritt, so nahm er jegliches Gebein an. Nur die Frauen machten ihm Alpdrücken. Es kam vor, daß eine begeisterte Verehrerin an den Tisch kam, um dem berühmten Manne die Hand zu drücken. Dann brachte er seine hagere Gestalt aus der Enge seines Eckplatzes mühsam in die Höhe, stammelte: „Bitte sehr, wollen Sie nicht Platz nehmen!“, und

¹⁾ Ein boshafter Seitenhieb, weil ich in dem Verdacht stand, mit an den „Pfeffernüssen“ zu arbeiten.

war so hilflos wie ein Kind. Das Peinliche der Situation erkennend, verzogen sich die Damen dann sehr bald, und er setzte sich dann froh wieder in seine Ecke. „Die Frauenleute sind ja sehr nett, aber an unserem Tische wollen wir doch das Reich allein haben.“ Dagegen hatte er nichts, wenn seine Getreuen mal ihre Frauen und Töchter mitbrachten. Die gehörten ja gewissermaßen mit zur Familie.

Nich erkannte er schließlich an meinem Schritt. „Sehen Sie wohl,“ sagte er oft zu Tellgmann, seinem täglichen Genossen, wenn ich in die Ecke einbog, „er ist es doch, er hat einen schlürfenden Gang; daran kenne ich ihn.“

„Wohl wie die beindrehenden Stiere im Homer?“ erwiderte ich. „Natürlich, so ungefähr,“ lachte er und reichte mir seine knöchernen Rechte, die man aber nie fest drücken durfte, weil es ihm weh tat. Eine seltsame Hand hatte Wilhelm Raabe. Auf dem letzten und besten Porträt, das wir von ihm haben, und das der Münchner Maler Immenkamp gemacht hat, ist die Hand erst photographiert und dann gemalt worden. Sie war, ein Gegenstück zu seinen Augen, schwer zu treffen. Es war einige Zeit vor seinem Tode, als ich ihn in der Wohnung besuchte, da hatte er die erste Reproduktion des Bildes bekommen. Er war sehr erfreut darüber und bezeichnete es als das beste, was von ihm existiere.

Nicht sehr angenehm war es in der Raabeecke, wenn irgend ein Dichter-Kollege sich dort einfand, um Raabe zu begrüßen. Das geschah gewöhnlich, wenn der Betreffende in Braunschweig einen Vortrag gehalten hatte. Dann zog hinterher alles, was Weine hatte, mit nach Herbst's Weinstube, und die Ecke, die sonst vier Menschen barg, bekam durch angeschobene Tische eine Ungestalt, so daß sich dreißig herandrückten und fast den ganzen Raum füllten.

Solchen Sitzungen bin ich meist ferngeblieben, weil es ungemütlich war und hielt darüber auch nicht hinterm Berge. „Na, es ist doch mal etwas anderes,“ meinte der Dichter, der es ganz gern hatte, wenn er etwas angefeiert wurde. Als Clara Viebig mal dagewesen war, kam ich am folgenden Abend. „Gestern hätten Sie da sein müssen,“ sagte der Alte schmunzelnd. „Clara Viebig hat zwischen mir und Otto Tellgmann hier auf dem Sofa gegessen.“

„Ja,“ sagte dieser, „eine wirklich schöne Frau, prachtvoller Wuchs und diese Büste . . .“ Der alte Wein- und Frauenkenner schmunzelte ordentlich. „Otto Tellgmann ist ein Feinschmecker,“ rief Raabe, „mir hat es aber nichts geschadet, ich habe ganz gut hinterher geschlafen.“ „Nun seh mal einer,“ lachte sein Nachbar und seine Augen leuchteten vor Vergnügen, „er denkt, ich hätte es nicht aushalten können!“ Und die beiden alten fröhlichen Becher freuten sich um die Wette.

Wie sehr Raabe daran lag, daß ich am Donnerstag an seiner Seite war, bewies mir ein eigentümliches Vor- kommenis. Ich zähle zu den Menschen, denen die Mathematik immer ein Buch mit sieben Siegeln gewesen ist. In den oberen Klassen des Gymnasiums, das ich besucht habe, hatten wir leider einen Lehrer, der jeden Schüler, der seinen Ausführungen nicht folgen konnte, links liegen ließ und gar nicht mehr beachtete. Mir erklärte er, daß ich, so lange er in der Prima unterrichtete, nie das Abiturientenexamen bestehen würde. Er war damals Ende der Dreißig, und auf seinen Tod oder Versetzung, die erst später stattfand, konnte ich nicht warten. Mit einer Eins im Fleiß, die nur durch die Mathematik auf 1 b herabgedrückt wurde, habe ich wegen dieses Herrn freiwillig die alma mater pennalis verlassen. Dergleichen vergißt und vergibt man nicht, und man vermeidet unliebsame Zusammenkünfte. Zweiundzwanzig Jahre

hatte ich ihn nicht gesehen, da tauchte er hier wieder in Braunschweig auf und kam zu Raabe nach Herbst's Wein-
stube, mit dem er von früher her befreundet war. Daß er
es an einem Tage tat, wo ich dort meinen Sitz hatte,
brachte mich um meinen Raabeabend. Ich ging ins Zimmer,
sah meinen einstigen Förderer dort sitzen, begrüßte meine
Freunde mit einer Verbeugung und ging wieder aus dem
Lokal heraus. „Seien Sie unbesorgt,“ sagte Meister Autor
das folgende Mal, „der kommt nicht wieder.“ Er wußte,
daß ich gegen diesen Mann einen ehrlichen Haß hatte und
wird wohl offen mit ihm gesprochen haben.

Als ich mein erstes Buch veröffentlichte „Student und
Tischler“ und ihm ein Exemplar dedizierte, dankte er mir
herzlich, meinte aber, ich hätte noch mehr daraus machen
können. Meine „Klostertante“ hatte ich ihm gewidmet.
Die Dedikation sollte lauten: Wilhelm Raabe zugeeignet,
aber da kam ich beim Verleger schon an. Nein, das muß
heißen: Dem Ehrenbürger der Stadt Braunschweig,
Dr. hon. c. Wilhelm Raabe usw. Später fragte ich ihn,
ob ihm die erste Fassung nicht lieber gewesen wäre. „Na,
selbstverständlich,“ meinte er, „was tue ich denn mit solchem
Schwulst.“ Aber die Klostertante hatte natürlich nun einen
„Klosterneffen“, und den Namen hängte er mir ganz gern an.

Wenn es 1 Uhr geworden war, so zog der Alte die
Uhr und sagte zu seinem Nachbar: „Sie wollen hier wohl
übernachten?“ oder eine ähnliche spaßige Redensart. Dann
wurde der letzte Rest geleert, und das Trifolium erhob sich.
Ich brachte meinen alten Freund immer bis zu seiner
Wohnung, obwohl ich dann hinterher noch eine halbe Stunde
zu gehen hatte. Raabe hatte einen ziemlich flotten Gang,
die langen Beine griffen weit aus. Am städtischen Museum
blieb er dann jedesmal stehen. „Von hier aus haben Sie

es näher.“ „Das weiß ich, aber ich bringe Sie erst heim. Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn.“ „Na, dann kommen Sie her,“ und weiter ging's bis an seine Haustür. Dort wurde er immer sehr herzlich. Er ahnte wohl, daß es bald zum letzten mal sein sollte und dankte mir oder einem guten Freunde, der ihn außerdem noch begleitete, mit warmen Worten. „Das war doch mal wieder ein netter Abend. Nun schlafen Sie recht wohl“ oder „kommen Sie gut heim.“

Einmal wurde ich dabei noch getauft. Frau Dr. Raabe pflegte wach zu bleiben, bis der Ehegatte heimkehrte. Um die Zeit nützlich hinzubringen, begoß sie nächtlicherweile die Blumen und dachte nicht daran, daß der Freund ihres Mannes diesen gerade abgeliefert hatte und unterm Balkon durchging. Da bekam ich denn reichlich von dem Segen ab und hatte zur inneren Anfeuchtung auch noch die äußere. Über das Leben Raabes ist viel gefabelt. Man hat immer erzählt, daß er nachts um $1\frac{1}{2}$ 2 Uhr noch warm gespeist und daß Frau Bertha durch ihr Beefsteackklopfen die Leute aus den Betten gejagt habe. Ob es einmal vorgekommen ist, weiß ich nicht. Raabe hat die Geschichte immer zu den „ollen Kamellen“ gerechnet, und man wußte, daß er bei seiner Rückkehr vom Weinschlurf nur noch etwas kalte Küche zu sich nahm.

Seine Ahnungen von einem baldigen Ende, die er zuweilen aussprach, wenn ich nachts mit ihm heimpilgerte, sollten sich doch schneller verwirklichen, wie seine Freunde dachten. Am 20. Juli 1909 waren hundert Jahre verstrichen, seit die Schillschen Unteroffiziere und Soldaten, die das Los dazu bestimmt hatte, beim Kloster St. Leonhard vor Braunschweig erschossen waren. Wir gingen am Abend dieses denkwürdigen Tages zusammen heim, und ich wies

von seiner Wohnung hierüber nach der Stätte, die im hellen Mondlicht dalag. „Ja,“ sagte er, „die armen Zungen haben doch jetzt wenigstens ihre Ruhe. Hoffentlich habe ich sie auch bald.“ Raabe litt ziemlich an einem Blasenkatarrh, der ihn auch oft in der Geselligkeit störte; auch die Augen und Ohren wollten nicht mehr so recht, wie er es wünschte. Das machte ihn manchmal verdrießlich. Anfang August d. J. erzählte er mir, daß er nach Rendsburg verreisen müsse. „Ich bliebe gern hier, aber meine Frau verlangt nach den Enkeln (Kindern des Oberstabsarztes Dr. Wasserfall, der die zweite Tochter Raabes zur Frau hat). Ich kann die alte Frau doch nicht allein reisen lassen.“ Der Dichter liebte den Holsteiner Aufenthalt nicht. Es ging ihm, wie den meisten alten Leuten, seine behaglichen vier Pfähle gingen ihm über alles. In Rendsburg war die Wohnung ungemütlich, kalt, zugig usw. Vor allem fehlte ihm aber seine Raabecke, seine Freunde und Bekannten, mit denen er sich aussprechen konnte. In die Zeit fiel das Erscheinen meines „Bardenwerper“, den ich ihm natürlich sandte. Darauf erhielt ich eine Karte mit einem Gedicht, frei nach Heine, das die ungemütliche Stimmung, von der ich eben sprach, widerspiegelt. Es ist übrigens das letzte Gedicht, das Raabe überhaupt geschrieben hat:

In's Zimmer ragt der Ofen 'rein,
Da sitz ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind; die Möven schrein:
Bleib ja in geheizten Räumen.
Also die richtige Witterung
für Ihren „Bardenwerper“.
Schönen Dank für Zusendung
und den Donnerstagsgruß
aus der „Ecke“.

In Treue

Ihr

Wilh. Raabe.

Wenige Tage darauf passierte dem Dichter ein Unfall. Er war infolge seines Leidens aufgestanden, hatte sich nicht zurechtfinden können und war gefallen, wobei er sich eine Schulterverletzung zugezogen hatte. Ob es sich so zugetragen hat, ob es nicht eine Art Schlaganfall gewesen ist, wird wohl nie aufgeklärt werden. Raabe erholte sich nicht wieder so recht von jenem Unfall. Es schien eine Zeit lang so, als ob die alte Frische wiederkommen würde, ja er kam auch wieder, wenn auch nicht mehr so spät, mit seiner ältesten Tochter Margarete, in der Raabecke, aber er war nicht mehr der alte.

Bald trat wieder eine Erkältung ein, die ihn aus dem Haus fesselte, und nun ging es langsam zu Ende. Einige male habe ich ihn noch in seiner Studierstube aufgesucht, um ein Stündchen bei einer Tasse Kaffee mit ihm zu verplaudern. Er lag meist in seinem berühmten Schlafrock auf dem Sofa, wenn ich kam und rappelte sich erst etwas zurecht. „Es ist eine Quälerei mit dem Leben. Werden Sie ja nicht alt.“ Ich erinnerte ihn daran, daß er doch gerade in den letzten Jahren große Freude erlebt hätte. Das gab er zu, aber die Hilflosigkeit eines müden Greises hob er immer wieder hervor. Die Abschiedsworte bei meinem ersten Besuche waren: „Kommen Sie recht bald wieder; ich weiß nicht, wie lange es noch dauern wird.“ Später war es nur noch ein matter Händedruck zum Abschied. Anfang November gab mir der Schwiegersohn Raabes, Oberstabsarzt Wasserfall, noch leidlich günstige Auskunft, da rief mich am Spätnachmittag des 15. November die Redaktion des „Allgem. Anzeigers“ ans Telephon: Wilhelm Raabe ist soeben gestorben! Die Herren baten mich, ihnen einen Nachruf für den Dichter zu schreiben. Im Zeitungsbetriebe muß alles schnell gehen, und so brachte ich denn noch an demselben Abend eine kurze Lebensskizze: „Wilhelm Raabe

als Mensch“ zu Papier, die am andern Tage erschien. Ich leitete diese Arbeit mit folgenden Versen ein:

Dort oben auf den Himmelshöhn,
Wo die geistigen Reden lustwandelnd geh'n,
Wo der alte Homer mit Cicero plaudert
Und mancher Neuling beim Eintritt zaudert,
Da geht ein Raunen und ein Rauschen,
Und Goethe und Schiller Gedanken tauschen;
Denn die Kunde kam: es ging zu Grabe
Der Altmeister Deutschlands: Wilhelm Raabe,
Und zu dem rosigen Wolkenflor
Stieg fein verklärter Geist empor.
Da beugten sich alle, die Freien und Frommen:
Du Niedersachse, sei uns willkommen!

Ehe sich aber die Erde über den verehrten Freund schloß, sollte ich noch einen letzten Gruß von ihm haben.

Es sind jetzt etwa 25 Jahre her — so lange mögen wohl die Bibliophilen auf Erstlingsausgaben der deutschen Schriftsteller fahnden — daß auch ich mich bemühte, die erste Ausgabe der „Chronik der Sperlingsgasse“ zu bekommen, aber alle Versuche, ihrer habhaft zu werden, waren vergebens. Immer, wenn ich dachte, sie in irgend einem Kataloge zu erwischen, war mir ein anderer zuvor gekommen, und nie wurde mir diese Ausgabe ins Haus getragen, wo doch so viele tausend Bücher aus- und eingehen.

Und doch sollte ich sie noch erwerben. An Wilhelm Raabes Begräbnistage, am 19. November, schickte sie mir das Antiquariat von Joseph Baer in Frankfurt a. M. mit einigen anderen Büchern zu. Es war mir doch ein wehmütiges Gefühl, wie ich den Schatz, unscheinbar gebunden, in die Hand nahm und den Titel aufschlug: Jacob Corvinus, Die Chronik der Sperlingsgasse, Berlin 1857.

Im offiziellen Bücherkatalog ist diese Ausgabe nicht verzeichnet. Raabe hat die Druckkosten aus eigener Tasche bezahlt.

Wollte mir der heimgegangene alte Freund noch zulezt eine Freude machen? Man könnte es annehmen. Ich blätterte weiter. Die Erzählung hat zum Beginn ein Datum: Am 15. November. — An diesem Tage schloß der Altmeister Jacob Corvinus seine Augen für immer. Und wie beginnt die Chronik? „Es ist eigentlich eine böse Zeit! Das Lachen ist teuer geworden in der Welt, Stirnrunzeln und Seufzen gar wohlfeil.“ Am Schlusse schreibt er: Meine Lampe flackert und ist dem Erlöschen nahe. Mit müder Hand schließe ich das Fenster und schreibe diese letzten Zeilen nieder: Seid gegrüßt, alle ihr Herzen bei Tag und bei Nacht; sei gegrüßt, du großes träumendes Vaterland; sei gegrüßt du kleine, enge, dunkle Gasse; sei gegrüßt, du große, schaffende Gewalt, welche du die ewige Liebe bist! — Amen! Das ist das Ende der Chronik der Sperlingsgasse.“

Es ist ein wunderbares Buch, diese Chronik. Man sollte meinen, Wilhelm Raabe habe diese Erzählung anno 1901 veröffentlicht und doch begann sie einst im Jahre 1854 ein junger Student der Weltweisheit, der aber schon damals ein Seher seines Volkes war. Drei Stunden besaß ich meinen Schatz, da war auch schon ein Raabe-Berehrer da und entführte mir meine Chronik nach Hannover. Der Antiquar darf sein Herz nicht an die Bücher hängen, er ist nur ein Bolleinnnehmer der Literatur, die auf- und niederwogt. Habent sua fata libelli!

Im Selbstverlage erschien zur Erinnerung an den 18., 20.
und 22. Juli 1809:

Das Ende Schills und seiner Betreuen.

Mit besonderer Berücksichtigung der bei St. Leonhard in
Braunschweig 1809 erschossenen Krieger.

Nach zeitgenössischen Berichten wiedergegeben
von

Wilhelm Scholz.

Mit 2 Abb. 1909. Preis broschiert 1 Mk.

Der Verfasser schreibt dazu in seiner Vorrede:

„Im Südosten Braunschweigs, nicht allzuweit vom Magdaberg
entfernt, liegt das ehemalige Klostergut St. Leonhard, das jetzt als
Landgestüt eingerichtet ist. Ein freier Platz, der sich
wo Braunschweigs Jugend sich im fröhlichen Spiel tummelt. So
die Knaben und Jünglinge, die dort im Wettlauf und Ballspiel
um die Palme ringen, wohl hin und wieder der Männer gedenken,
die nun vor hundert Jahren im Süden von St. Leonhard von den
Kugeln ihrer Landsleute getroffen als Märtyrer für die Freiheit
starben? Wir wollen es annehmen, aber wie wenig von den
jungen Leuten haben wohl die Stätte betreten, die dem Andenken
Schills und seiner Schar gewidmet ist, und wie viele Braunsch
gehen achtlos an dem Denkmal vorüber, das 1837 aus Veranlaßung
der braven Krieger errichtet wurde. Möge dies kleine Büchlein mit
dazu beitragen, die Erinnerung an die Helden von 1809 wach zu
halten.“